

Nr. 72. Bydgoszcz/ Bromberg, 29. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(25. Fortsetzung.)

Rojas, als langjähriger Untersuchungsrichter, Menschenkenner von vielen Graden, hatte Bailie von der bevorstehenden Enthaftung Alices Nachricht geben lassen und verfügt, sie solle erst aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen werden, sobald Bailie sich dort gemeldet habe. Es schien ihm besser, wenn das Mädchen jetzt nicht allein gelassen wurde. So kam es, daß Alice, als sie nach den letzten Formalitäten in der Kanzlei aus dem großen, weißen Hause trat, sich Bailie gegenübersah.

Es hatte einigen Kampf gekostet, ehe Bailie diese ihm selbstverständlich scheinende Pflicht hatte ausüben können. Peggy hatte sich gesträubt, so heftig sie konnte, sie hatte durchaus nichts davon hören wollen, daß der Frau, um deretwillen Tom entweder unschuldig einen Mord auf sich genommen oder gar — aber das durfte man nicht einmal denken — wirklich begangen hatte, auf irgendeine Weise geholfen werden sollte. Es war ihr erster ernsthafter Streit gewesen; Bailie war jetzt noch etwas kurzatmig, wenn er daran dachte, doch zu Peggys großem Erstaunen, ihrem laut geäußerten Mißfallen und ihrer geheimen Befriedigung hatte er sich durchgesetzt. Er war darum ein wenig steifer und zurückhaltender, als es eigentlich in ihm lag. Und doch tat das Mädchen ihm sehr leid, vom ersten Augenblick, an dem er sie wiedersah. Was haben sie aus ihr gemacht! dachte er und wußte selbst nicht, wen er mit diesen „sie" meinte. Da war nichts mehr von dem einstigen Leuchten der Frische, der Straffheit dieser jungen Frau; da stand ein müder Mensch mit glanzlosen Augen, verhärmtem Gesicht, zusammengesunkener Gestalt. Sie war so fertig, daß sie sich nicht einmal zu wundern vermochte, als sie ihn erblickte. Sie nickte ihm leise zu und murmelte, es sei sehr nett von ihm, sich um sie zu kümmern, doch ganz unnötig, sie werde schon allein zurechtkommen. Und dabei sah sie aus, als wisse sie in diesem Augenblick nicht einmal, ob sie sich nach rechts oder nach links wenden sollte.

„Ist es ihnen recht?" fragte Bailie, „wenn ich Sie jetzt ins „Imperial" bringe? Ihr Gepäck kann ja irgendwie herangeschafft werden. —"

„Mir ist alles recht", sagte sie stumpf.

„Wir wohnen dort", erklärte er.

„Wer — wir?"

„Miß Peggy, Mister Lawton und ich."

Sie blieb stehen. „Nein, das kann ich nicht", widersprach sie entsetzt. Ich kann weder mit Miß Howard zusammentreffen noch mit Mister Lawton. Das ist unmöglich. Das geht auf keinen Fall."

Bailie blickte sie an. Sein offenes, gebräuntes Gesicht war ein wenig bekümmert. „Was seid ihr alle für schwierige Menschen", seufzte er. „Das haben die beiden zuerst auch gesagt." Er unterbrach sich und sah weg. „Oh, mein Gott — das hätte ich nun auch wieder nicht sagen sollen, wie? Aber ich habe Ihnen gesagt: „Herrschaften, das ist ja alles Unsinn. Ich weiß ja nicht genau, um was es geht — ich kenne den ersten Akt nicht. Aber daß Miß Alice weder einen Mann erschossen hat, noch einen Laden ausgeplündert, das sehe ich. Das weiß ich. Und darum meine ich, sie gehört hierher. Man muß sich um sie kümmern. Fast so wie um Thomas Howard. Und dieses „fast" auch nur, weil sie wenigstens frei ist"."

Sie lächelte kurz. „Das ist sehr lieb von Ihnen, Bailie. Aber — sagen Sie mir, wie kommen Sie eigentlich dazu, sich um alle diese schrecklichen Dinge zu kümmern? Das berührt Sie ja gar nicht!"

„Doch." Bailie sah plötzlich sehr verlegen und schulbubenhaft aus. „Ich habe mich nämlich mit Miß Peggy verlobt, müssen Sie wissen."

„Wirklich? Meinen Glückwunsch. Aber um so weniger dürfen Sie sich um mich kümmern. Sie gehören jetzt zur anderen Partei."

„Zur anderen Partei? Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Meinetwegen", antwortete sie mit ganz schmal gewordenem Mund, „ist Thomas Howard dort drin. Ich weiß gewiß, er hat es nicht getan. Aber doch ist er dort drin, und —", sie tat einen schluchzenden Atemzug, „ich weiß noch nicht, wie er wieder herauskommen soll. Peggy muß mich so hassen, wie er mich verachtet. Und Sie dürfen ihr nicht in den Rücken fallen."

Bailie winkte statt einer Antwort einem Taxi, faßte Alice am Arm und zog sie hinein. „Wir alle", sagte er, als der Wagen anfuhr, „haben vorderhand nur ein gemeinsames Interesse: Howard dort herauszuholen. Alles andere hat Zeit. Aber das nicht. Und darum kommen Sie jetzt mit!" Als sie eine ziemliche Strecke hinter sich hatten, fügte er leiser hinzu: „Und ich verspreche Ihnen, niemand wird auch nur das kleinste Wort sagen, das Sie verletzen könnte."

Sie schwieg. Als ob nicht schon eine solche Versicherung einer schweren Verletzung gleichkäme. Doch er meinte es gut, ganz gewiß, er war nur ein wenig ungeschickt. Und was verschlug es überdies, selbst wenn irgend etwas ihre Haut ritzte? Es ging jetzt um anderes als um ihr Empfinden, um ganz anderes. Um Tom ging es doch!

Als Alice, sich unwillkürlich sehr dicht neben Bailie haltend, die Halle des Hotels betrat und Bailie dem Anmeldungsschalter zusteuern wollte, um das Mädchen in das bestellte Zimmer bringen zu lassen, erhob sich aus einem Sessel eine Dame, starrte eine Sekunde und rannte dann, aller aufmerkenden Menschen nicht achtend, auf Alice zu. Sie fiel ihr um den Hals, küßte sie heftig auf beide Wangen und hielt sie fest. „Ich bin so froh", sprudelte Francie Mirror, „großer Gott, Kind — wie hast du uns alle erschreckt!"

„Francie —" Alice lächelte, „du bist gekommen —?"

„Natürlich bin ich gekommen. Wozu in aller Welt solltest du eine Freundin haben, wenn sie nicht kommt, sobald du rufst? Noch dazu, wenn sie Anwältin ist?"

Alice dachte an den Abschiedsbrief, den sie den vieren aus dem Apartement-House geschrieben hatte. Diese Wirkung hatte sie weder erwartet noch gewollt. Doch sie war unendlich froh. Sie hob die Hand, der anderen über die Wange zu streichen, und dann war es gut, daß Bailie immer noch, verblüfft und verständnislos, in der Nähe stand —; so konnte er Alice auffangen, ehe sie zu Boden schlug.

Als Alice wieder zu sich kam, lag sie ausgekleidet im Bett; sie hatte Mühe, sich zu besinnen, wo sie war. Sobald sie sich regte, kam Francie mit raschen, leisen Schritten vom Fenster, an dem sie gesessen hatte, und hockte sich zu ihr aufs Bett. „Und jetzt", befahl sie, „erzählst du mir alles. Ich würde dich in Ruhe lassen, Kleines — aber ich hab ein paar Worte mit diesem stotternden jungen Mann gesprochen, mit dem du gekommen bist, und es scheint mir, als brauchtet ihr alle sehr dringend jemand, der ein klein wenig Verstand hat. Los, erzähle Kind!"

Alice lag mit weit offenen Augen, in deren verdunkeltem Blau der Schrecken und das Entsetzen sich spiegelten. „Wie kommst du her, Francie?" fragte sie statt einer Antwort.

„Du willst nicht reden?" Francie schien ungeduldig werden zu wollen, bezwang sich dann. „Also gut, so erzähle erst ich, so wenig es ist. Gestern kam dein Brief. Es sah so übel aus, daß wir beschlossen, ich sollte sofort abfliegen. Eigentlich wollte Maud mit, aber soviel Geld konnten wir nicht zusammenkratzen. Ich kam also an — du ahnst nicht, wie schlecht mir gewesen ist. Auf der „Queen" wußten sie nicht, wo du steckst, oder sie wollten es nicht sagen. Deine Stewardeß flüsterte dann etwas von Hotel „San Antonio". Dort warfen sie mich hinaus, als ich nach dir fragte — Beweis, daß du recht üble Sachen angestellt haben mußt. Endlich nahm ich mir hier ein Zimmer — hier steigen ja alle Newyorker ab — und wollte nachdenken, ob ich die Polizei in Bewegung setzen sollte oder nicht . . . Aber dann kamst du an. Das ist alles." Sie lächelte ihr zu, mit einem sonderbaren Gemisch aus Zuneigung und Energie. „Und nun, mein Kleines, hilft dir nichts mehr. Nun mußt du erzählen!"

Alice sprach. Francies Gesicht hatte sich so gewandelt, wie Alice es noch niemals gesehen hatte; sie schien nicht mehr das leichtsinnige, zu jedem Unsinn stets bereite Mädchen, das Alice kannte; da war eine junge gescheite Frau, die überaus gespannt horchte, sich anscheinend im Geist Notizen machte und aussah, als werde sie sogleich zu plädieren beginnen. Diese Seite der Freundin war für Alice so neu, daß sie einmal stockte. „Weiter, weiter, Kind!" drängte Francie kurz, und Alice sprach fort.

„Das ist nicht alles", sagte Francie, als Alice endete. „Die Geschichte geht noch weiter. Ich spüre es. Was geschah, als der Schuß fiel?"

„Ihr seid alle so gleich, ihr Juristen", murmelte Alice müde. „Ganz ähnlich war der Untersuchungsrichter in seinen Fragen."

„Also ein kluger Mann. Das erleichtert vieles. Bitte, weiter, Kind."

„Und dann —", berichtete Alice folgsam weiter, „haben sie mich aus dem Gefängnis entlassen. Und jetzt weiß ich nicht mehr . . ." Sie kehrte sich ab, zur Wand, und zum erstenmal seit jenem Augenblick, wo der Kommissar Quintara in ihr Zimmer getreten war, fand sie Tränen. Sie weinte hemmungslos, und Francie hütete sich, sie zu stören. Sie wartete ruhig, bis der Strom abebbte, ein schmerzverzogenes Gesicht sich aus den Kissen hob, und Alice, immer noch die Stimme voll Schluchzen, verzweifelt fragte: „Was soll ich denn nur jetzt tun, um Gottes willen? Was denn nur?"

„Dir die Nase putzen", antwortete Francie trocken und reichte ihr ein Taschentuch. Dann holte sie ein silbergehämmertes Zigarettenetui heraus. „Rauchst du immer noch nicht? Nein? Ich muß jetzt rauchen." Sie zog in tiefen Zügen, stieß den Rauch aus der Nase und dachte nach. „Du warst es nicht. Du glaubst, Howard war es auch nicht. Dann müßte es also ein dritter gewesen sein. Ja — aber dann — du oder Howard, einer von euch muß doch wissen, wer das war?"

„Wie kann ich das wissen?" fragte Alice kläglich.

„Das ist sehr einfach. Du hast den Schuß gehört und bist sofort hingelaufen. Und zwar kamst du von der Fahrbahn her, vom Haupteingang. Howard ist dir nicht begegnet. Also muß er von der anderen Seite gekommen sein, die Nebenstraße entlang bis zum „Kolibri". Wenn der Mörder nun geflohen ist, muß er einem von euch begegnet sein."

„Wenn er nicht", schaltete Alice ein und fühlte aus der Ruhe und Bestimmtheit der Freundin etwas auf sich übergehen, „durch den Park davon ist."

„Richtig, mein kluges Kind. Aber wer heute einen Mord begeht, sieht im allgemeinen zu, sich nicht weit von seinem Wagen zu entfernen. Durch den Park, endlos lange zu Fuß, bis man wieder zu einer Straße kommt? Möglich, aber unwahrscheinlich. Man müßte Howard fragen, ob er jemandem begegnet ist —" Sie stockte. „Einen Augenblick", sagte sie, drückte ihre Zigarette aus und entzündete hastig eine neue. „Diese beiden Leute, die dich mitgenommen haben —"

„Die —? Aber die haben mir doch geholfen. Sie waren wohl ein wenig sonderbar — aber vielleicht bilde ich mir das alles auch nur ein. Und es sind doch Kubaner."

„Geholfen?" Francie lachte kurz und hart auf. „Ich weiß es nicht genau, Kind, aber ich habe das Gefühl, du ahnst noch nicht, wie nahe du daran warst, zum Himmel zu fahren."

Alice starrte sie an. „Du meinst —?" fragte sie unsicher und erschrocken.

Francie sprang auf. „Nichts. Ich meine nie etwas, ehe ich nicht sicher bin. Und jetzt gehe ich und mache einmal da unten Ordnung. Mit diesem alten Esel, dem Mister Lawton. Mit dieser Schneegans, der Peggy. Was denken die sich?" Francie war aufrichtig empört und tigerte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Was denken die alle sich eigentlich von dir? Was für ein Geschöpf sollst du denn sein?"

„Ärgere dich nicht, Francie", bat Alice.

„Nicht ärgern? Du bist gut. Wie sehen wir denn aus, wir vier? Jahrelang haben wir dich in unserem Clan gehabt — und dann sollst du so ein — so ein Ding sein? Was sind denn dann wir?" Als sie an der Tür war, wandte sie sich noch einmal zurück. „Aber wenn ich deinen Tom Howard herausgeholt habe, mein Kind — unterbrich mich nicht, ich hole ihn heraus! — wenn es so weit ist, soll der sein größtes Wunder an mir erleben. Dieser Schwachkopf! Dieser — dieser Mann!"

*

Als der kleine, elegante Kommissar Quintara mit tiefer Verbeugung bei Don Morales de Rojas, dem Untersuchungsrichter, eintrat, stand dieser hochaufgerichtet hinter der spiegelblanken Platte seines Schreibtisches auf der jetzt einige Zeitungen lagen. Die Miene des alten Herrn versprach nichts Gutes; mit seiner hageren gelben Hand fuhr er sich nervös durch das dichte schlohweiße Haar.

Quintara blieb an der Tür stehen und nahm straffe, dienstliche Haltung an.

Es war zehn Uhr am Morgen, aber die Jalousien hatte man der Hitze wegen schon herabgelassen.

„Nun", fragte Rojas lauernd, wobei sich sein dunkler Blick seltsam verengte. „Sie wagen es doch nicht, mir mit leeren Händen zu kommen?"

Quintaras Wangenmuskeln zuckten. Er schwieg. Er fürchtete nichts so sehr als den Zorn Rojas'. Er lebte in der ständigen Angst, daß Rojas ihn stürzen könnte. Überdies hatte er in der letzten Zeit allerlei Mißerfolge hinter sich.

Rojas zerrte mit der Rechten an seinem schneeigen Kinnbart. Plötzlich schrie er mit sich überschlagender Stimme: „Also nichts?"

Quintara streckte ihm hilflos die Hände entgegen.

Nun sah es so aus, als wolle sich der temperamentvolle alte Herr auf den Kleinen stürzen; erst im letzten Augenblick riß er sich zusammen. Seine Stimme wurde kalt und schneidend: „Glauben Sie, daß ich mich Ihretwegen vor Newyork blamieren will?" — Er packte die Zeitungen und schwenkte sie wild durch die Luft: „Eben angekommen mit dem Flugzeug, mein Lieber. Newyork bringt den Fall Dexter in größter Aufmachung. Man versucht, uns für alles verantwortlich zu machen. Man wagt es, von der farbigen Polizei Kubas zu reden. Erst vor einer halben Stunde rief Staatssekretär Ribera bei mir an — er ist die rechte Hand des Präsidenten. Er stellte mir ein glattes Ultimatum. Und Sie haben die Unverschämtheit, mir mit leeren Händen zu kommen?"

Quintara antwortete mit einer Flut aufgeregter Beteuerungen. Er habe die ganze Nacht hindurch mit einem Heer von Beamten gearbeitet. Trotzdem sei es ihm noch nicht gelungen, die beiden verdächtigen Personen festzunehmen. Er habe sämtliche Künstlerateliers Havannas durchsuchen lassen und eine große Reihe von Malern und Bildhauern vernommen, doch an keinem dieser Leute hafte der geringste Verdacht. Miß Lißner habe sich — übrigens in Gesellschaft ihrer Freundin, dieser verteufelten Anwältin aus Newyork, die man nicht loswerden könne — an der Razzia beteiligt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Karussell.

Erzählung von **Georg von der Vring.**

Es war spät am Nachmittag. Ein feiner Regen stob. Bartel war in das Akaziengehölz eingetreten, um zu schauen, ob die ersten Veilchen schon blühten. Er suchte herum, aber er fand noch kein einziges, außer ein paar Knospen. Die Akazien hoben sich wie angeraucht vom grauen Himmel ab und trugen noch die leeren Schoten des Vorjahres. Als Bartel die Waldschenke hinter sich gelassen und das Gehölz durchschritten hatte, vernahm er Stimmen. Gleich darauf erblickte er das helle Gestänge eines Karussell. Dort stand es am Waldrand, neben den beiden Wagen. Bartel erinnerte sich, die Wagen über den Winter manchmal gesehen zu haben; der eine besaß ein winziges Schornsteinrohr, aus dem sich zuzeiten ein bläulicher Rauch kräuselte, ein Holzrauch, der weit drinnen im Wald zu spüren gewesen war, und der Bartel an so manche Soldatenfeuer in Rußland erinnert hatte.

Er ging auf das Karussell zu. Er sah zwei Männer und ein junges Mädchen. Sie waren eifrig bei der Arbeit. Die Männer schrien einander an, als ob sie taub wären; es hallte durch den Wald. Sie waren von gedrungenem Wuchs, gleich groß, gleich breit, und hatten nackte Arme; der eine war schwarzhaarig, der andere schon grau. Das Mädchen mochte siebzehn Jahre alt sein; sie trug eine billige rote Wolljacke.

Bartel blieb in der Nähe stehen. Das Karussell war im Rohbau fertig; jetzt würden die Pferde und die Kutschen drankommen. Die Männer warfen ihm vielsagende Blicke zu. So fragte Bartel schließlich, ob er ihnen helfen solle.

Sie waren einverstanden, und Bartel ging mit ihnen zum zweiten Wagen, in dem die Pferde steckten. Es waren vier edle Araberschimmel aus Holz, mit geblähten und roten Nüstern, vorgewölbten Augen, gelockten Mähnen und wehenden Schweifen; sie lehnten nebeneinander und streckten wie im vollen Galopp die Vorderbeine zum Wagen heraus. Der Schwarzhaarige packte sich das erste Pferd, und Bartel griff mit zu. Der Grauhaarige zog das zweite heraus, und er trug es mit dem Mädchen; sie war seine Tochter.

Als die Pferde standen und die Kutschen an die Reihe kamen, trug Bartel mit dem Mädchen zusammen. Er hatte es so einzurichten gewußt. Sie hieß Klara. Sie sprach ein paar Worte mit ihm während sie trugen, das Allernötigste, und Bartel war ganz froh darüber. Er erlebte mit ihr die gleiche Sorge, wenn ein Stück Kutsche wegzurutschen drohte, und die gleiche Befriedigung, wenn man sich verschnaufen konnte. Die Männer standen jetzt auf dem Karussell und bauten die Kutschen auf; sie entzweiten sich dabei, und es gab einen weithin hallenden Streit.

Bartel betrachtete sich diese Klara genauer. Sie war noch ziemlich mager. Sie hatte aber eine deutliche hohe Brust, gesunde Zähne und geringeltes Haar. Ihre Augen waren nicht lustig, aber voll von feuriger Bläue. Und das wenige, was sie sagte, und all das, was sie nicht sagte, stimmte so sehr zu dieser regnerischen Stunde im Akaziengehölz, daß Bartel es merkte. Und nicht nur ihre Rede und ihr Schweigen, auch der bläuliche Schimmer auf ihren Backen und unter ihren Augen, diese feuchte Frostigkeit, die er nun schon eine ganze Weile vor sich sah, die kräftigen Arme dazu und die rote verregnete Jacke paßten ganz zum Wald und zum ersten Liebesgesang der Drossel. Ihm kam vielleicht ein Gefühl, als hätte hier der schmuckloseste Vorfrühling Gestalt angenommen, nicht die eines Veilchens am nassen Boden, sondern die eines Mädchens, das im Regengerieseł bei einem Karussell arbeitete und dabei kalte und steife Hände bekommen hatte. Und da er diesen Tag und diese Stunde liebte, so hatte er, schon bevor er es merkte, auch das Mädchen zu lieben begonnen. Das Schleppen machte den beiden viel Mühe. Als man nach einer Stunde damit fertig war, gab es auf dem Karussell zu tun. Sie stellten dann die Orgel auf. Zuletzt wurde die Glocke angebracht. Klara nahm den Riemen in die Hand und vollführte ein heftiges Geläut. Bartel sah sie zum erstenmal lachen, und auch ihr Lachen, das vor allem in den Augen stand, wich nicht von der gedämpften Hoffnung, die den Wald erfüllte, ab.

Die Männer hatten noch so manches heftige Gespräch miteinander. Schließlich war alles in Ordnung. Der Schwarzhaarige trat an die Orgel, und die Musik begann; die anderen brachten das Karussell in Gang. Es gab eine Probefahrt, eine ohne Fahrgäste, und sie gelang zur Zufriedenheit. Danach bedankten sich die Männer bei Bartel und gingen eilig davon.

„Wohin geht ihr?" rief das Mädchen ihnen nach.

„Mund halten!" gab der Schwarzhaarige zurück. Man würde eins trinken, erklärte ihr der Grauhaarige. Dann waren die beiden zwischen den Bäumen verschwunden.

Klara hob ärgerlich die Schultern. Sie stand und knöpfte sich die rote Jacke zu.

Jetzt ist es günstig, dachte Bartel. Er schlug vor, sie wollten wegen des Regens in den leeren Wagen steigen. Klara war's zufrieden.

Sie saßen dann eine Weile auf dem Haufen von Säcken, in denen die Araberpferde geruht hatten. Es dämmerte schon ein wenig, und die Drossel sang ohne Pause.

Klara sagte: „Jetzt gehen sie wieder und versaufen die paar Groschen."

Was sollte Bartel ihr antworten? So war es eben in der Welt. Er legte den Arm um sie. Zuerst ließ sie es geschehen. Dann fragte sie:

„Trinken Sie auch gern einen Tropfen?"

Bartel schüttelte still den Kopf. Er dachte an etwas ganz anderes. „Selten", sagte er.

Ob er Geld hätte, fragte sie weiter. — Geld? Nein, wenig.

„Wenn Sie nicht trinken, so muß ich das von Ihnen loben", nickte Klara. Sie schob seine Hand von ihrer ich haben . . . einen, der nie trinkt oder selten. Aber einen Hüfte und fuhr fort: „So einen Vater, wie Sie sind, möchte Kuß bekommen Sie doch, nach so viel Arbeit."

Sie küßte ihn. Es war ein Kuß von kühlen, regennassen Lippen, ein ganz geschwinder. Bevor er Klara richtig in die Arme nehmen konnte, war sie aus dem Wagen gesprungen. Sie sagte: „Mein Vater ist lieb, das ist wahr und muß wahr sein. Weihnachten zum Beispiel . . . das gibt es nicht zum zweitenmal! Ich habe zu Hause ein elegantes Kleid, das ist von ihm. Denken Sie nur nicht, daß ich diese Jacke immer trage!"

„Wunderschön ist die Jacke", sagte Bartel versonnen. „Eine schönere gibt es nicht auf der Welt. Kommen Sie doch wieder zu mir!"

Klara schüttelte den Kopf. „Ich muß ihm nach", erklärte sie ernst, „sonst kommen die beiden heute nicht mehr heim. So geht es immer. Aber ich passe gut auf, darauf können Sie sich verlassen." — „Und die Backe?" fragte Bartel. — „Was ist mit der Backe?" — „Darf ich die kalte Backe wenigstens noch küssen?"

Klara lachte los. „Nein, nein, Sie! Jetzt ist es Schluß! Aber wenn Sie Sonntag vorbeikommen, dann können Sie Karussell fahren, so lange Sie wollen und immer umsonst. Wir stellen auch noch eine kleine Lokomobile auf, morgen. Wenn Sie sie tüchtig losjagen und knallen lassen können, bekommen Sie einen Orden. Auf Wiedersehen!"

Sie lief in der Richtung auf die Waldschenke davon. Bartel blieb eine Weile auf den Säcken sitzen. Soso, einen Vater wünschte sie sich, einen wie ihn, der nicht trank, oder

doch selten. Das war eine ärgerliche Sache. Wie alt bin ich denn? dachte er. Ich bin neunundreißig. Eine so junge Brust unter der roten Jacke will mich nicht mehr.

Als Bartel aus dem Wagen kletterte, knackte drinnen im Wald ein Zweig. Er spähte aus. Ob Klara zurückkehrte? Da erhob sich hinter einer Bodenwelle ein Mensch von der Erde und kam gegangen. Es war ein hochgewachsener hübscher Bursche mit einer Schirmmütze und in einem blauen Pullover. Auf seinem Gesicht stand ein spöttisches Lächeln.

Er sagte: „Das nenne ich Glück im Unglück, Sie!"

„Haben Sie was gesehen?" fragte Bartel ärgerlich.

„Was war da viel zu sehen!" kopfschüttelte der Bursche. „Es ist ja fast nichts vorgefallen. Und darum sag' ich ja, daß Sie Glück im Unglück gehabt haben."

Bartel verstand nicht ganz, was das bedeuten sollte. Er fragte: „Sind Sie Klaras Freund?"

Der junge Mensch lachte los. „Ihr Freund bin ich wohl, das ist richtig. Sie hat mich ja gern. So weit ist alles in Ordnung. Aber . . . kriegen tu ich sie nicht. Nicht daran zu denken, Sie! Ich bin ein armer Schlucker, geh in die Fabrik, na, und alles was Sie wollen."

„Wer wird sie aber bekommen?" fragte Bartel.

„Sie kriegen sie ebenfalls nicht", machte der Bursche und hatte ein gewisses Bedauern im Blick. „Wer sie bekommt? Der Rinderhagen und kein anderer!" „Wer ist . . . Rinderhagen?"

„Den Rinderhagen kennen Sie nicht? Der mit den schwarzen Haaren, der vorhin dabei war! Der bekommt sie, soviel ist sicher!" — „Der alte Kerl da sollte sie bekommen?" entfuhr es Bartel.

„Alter Kerl?" machte der Bursche abschätzig. „Nun ja, ein alter Kerl. Was heißt das aber: „alter Kerl?" Wir beide sind eben kleine Waisenknaben gegen den! Haben Sie das auch wohl bedacht, mein Herr Beamter oder was Sie sein mögen? Der hat doch Geld, Sie! Der steckt seine Moneten ins Karussell und so weiter. Der hat auch die Rutschbahn mit der kleinen Lokomobile gekauft. Das werden Sie nächsten Sonntag erleben! Und schon klappt der bankerotte Laden wieder . . . so ist das, Sie . . . da soll doch einer lang hinschlagen . . ." Er redete sich allmählich in Wut, umkreiste das Karussell und schalt sich den Groll vom Halse. Bartel stand und hörte ihm zu. Er begriff jetzt so einiges.

Der wütende junge Mann war plötzlich auf eine Idee gekommen. Er sagte: „Passen Sie auf: nun wollen wir die beiden Saufbrüder in ihrer Waldschenke mal ein bißchen ärgern!"

Er ging an die Orgel und begann am Griff zu drehen. Alsbald erklang ein Walzer und dröhnte durch den Wald. Das Gesicht des jungen Burschen heiterte sich auf; er drehte weiter, und mitten im Drehen winkte er Bartel zu, er solle das Karussell in Gang bringen. Der aber rührte sich nicht. Das beste würde sein, wenn er heimginge.

Da erschien mitten in der verschwenderischsten Walzermusik ein stämmiger Mann zwischen den Bäumen. Er eilte herzu, und seine nackten Arme schlenkerten. Es war Rinderhagen. „Was soll der Unfug!" rief er wütend und kam heran.

„Das ist Musik und kein Unflug, Sie!" schrie der Bursche zurück. Er musizierte weiter.

Rinderhagen war zur Stelle. Die Orgel verstummte mitten im Stück. Es begann nunmehr ein wüster Wortwechsel. Bartel trat leise zurück. Auch die Drossel schwieg, als ob sie lauschte.

Die beiden Rivalen standen voreinander. Sie schwiegen jetzt. Plötzlich war die Schlägerei im Gange, der Bursche hatte zuerst geschlagen. Er kochte vor Wut und kam gut in Fahrt; aber Rinderhagen hielt wie eine Eiche stand; seine nackten Arme waren nicht faul und gaben den weitreichenden Fäusten des Jungen Bescheid.

Sie kämpften wortlos. Der Wald war so still. Bartel machte ein paar Schritte, er wollte sich dies nicht länger ansehen. Da entdeckte er Klara. Sie stand in der Nähe zwischen den Akazien und sah sich den Kampf an. Die Hände hielt sie in den Taschen ihrer Wolljacke und rührte sich nicht.

Der Schlagwechsel ging weiter. Noch war der junge Bursche im Angriff. Es schien aber, als ob die Sache ohne richtige Entscheidung zu Ende gehen würde. Die Dunkelheit erfüllte den Wald, und man sah dann nicht viel mehr als die nackten Arme Rinderhagens, die sich beugten und streckten. Plötzlich schnellte der eine der hellen Arme vor. Es klatschte oder krachte. Der Bursche hatte einen furchtbaren Schlag mitten ins Gesicht bekommen. Er schrie auf, taumelte und fiel. Es war aus, schneller als Bartel gedacht hatte.

Rinderhagen stand noch einen Augenblick, dann entfernte er sich in den Wald. Dort stand die Klara. Sie wartete, bis er herankam; dann legte sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm fort. Der junge Bursche stand auf und hielt sich den Kopf. Er sagte kein Wort.

Am Alter liegt es also nicht unbedingt, dachte Bartel. Er ging jetzt auch. Es liegt erstens am Geld und zweitens an der Faust, die man hat und zeigt, dachte er weiter . . . und im übrigen: wenn ich ihr Vater gewesen wäre, der nicht trank oder doch selten, so hätte es gut glücken können, daß sie den Jungen da bekam. Dafür hätte ich schon gesorgt, Klara!



Bunte Chronik



Wie der Fidibus entstand.

Mit seinen Generalen saß eines Abends der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. im Tabakskollegium. Nach etlichen saftigen Späßen ergab es sich, daß alle Anwesenden „kalte" Pfeifen im Mund führten. Da begehrte der König zu wissen, welcher der Herren seine Pfeife am schnellsten in Brand zu setzen verstünde. Kurz entschlossen ergriff der Hofnarr Gundling einen Streifen Papier, faltete ihn zusammen und entzündete so seine Pfeife. Dann ließ er das brennende Papier die Runde machen. Seinem Nachbarn zur Rechten übergab er es mit dem lateinischen Ausruf: „Vide, bos!" („Sieh her, Ochse!") Friedrich Wilhelm behagte dieses beherzte Tun seines Spaßmachers. Er ernannte Gundling zum „Allumeur des pipes" („Pfeifenanzünder"), und aus dem „Vide, bos!" entwickelte sich unser Fidibus!



Lustige Ecke





„Himmel! Eine Schlange! Ein Glück, daß ich mich in Sicherheit retten konnte!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.